

Erich Mühsam Tagebücher

Band 12

1922 – 1923

Herausgegeben von Chris Hirte
und Conrad Piens

Mühsam am 15. Oktober 1922: »Die eigentliche Macht in Deutschland aber liegt bei den nationalistischen Geheimbünden, denen es bis jetzt vollständig gelungen ist, die Reichspolitik der Erfüllung zu durchkreuzen und die offiziell Beauftragten unter Druck und Angst zu halten, sodaß effektiv garnicht erfüllt und ›demokratisch‹ regiert werden kann.« Mühsam beschreibt in seinem Tagebuch, was jeder weiß, was in jeder Zeitung steht: in Bayern formiert sich eine Bewegung, die den Versailler Vertrag bricht, mit dem »System« abrechnen will, Haß gegen Linke, Juden und Ausländer schürt und einem Mann namens Hitler zujubelt. Was Mühsam besonders beunruhigt, ist die bürgerliche Presse, die wegschaut, verharmlost oder eifrig in den Chor der Haßparolen einstimmt. Mühsams Fazit: »Eine künftige Revolution, die der Presse, wie sie bis jetzt ist, nicht am ersten Tage die Gurgel zudrückt, wird keine Revolution sein.«

Wer dieses Tagebuch liest, wird Mühsams Aufschrei verstehen. Schon bevor die Bewacher der Festung seinen Mitgefangenen August Hagemeyer jämmerlich in seiner Zelle verrecken ließen, wußte er, daß sie alle keine Häftlinge mehr waren, sondern wehrlose Geiseln einer von Nazis unterwanderten bayerischen Rachejustiz.

Das aktuelle Sach- und Personenregister zu diesem Band, auch zum Ausdrucken, finden Sie unter www.muehsam-tagebuch.de

VERBRECHER VERLAG

Wir danken der Handschriftenabteilung des Instituts für Weltliteratur
A. M. Gorki der Russischen Akademie der Wissenschaften, Moskau,
und dem Literaturarchiv der Akademie der Künste, Berlin, für die
Bereitstellung der Originaltexte.

Heft 35

3. Oktober 1922 – 10. Januar 1923

7

Heft 36

11. Januar – 1. März 1923

329

Nachbemerkung

505

Erste Auflage
Verbrecher Verlag Berlin 2017
www.verbrecherei.de

© Verbrecher Verlag 2017
Satz: Christian Walter

ISBN: 978-3-940426-88-8

Printed in Germany

Heft 35

3. Oktober 1922 – 10. Januar 1923

Niederschönenfeld, Dienstag, d. 3. Oktober 1922.
Krieg oder Frieden – die Frage ist immer noch offen. Man liest von einem Ultimatum Englands an Kemal, dessen Abfassung dem britischen Oberbefehlshaber Harrington überlassen sei. Es wird also von dessen Forderungen abhängen, ob die Haubitzen losgehn oder nicht, und seine Forderungen richten sich natürlich nach den Berechnungen über die militärischen Aussichten. Man liest von einer völligen Einschließung der englischen Armee in der Tschanakzone durch kemalistische Truppen, und zugleich liest man von einer »Entspannung« der Lage, indem Kemal die Seinen zurückgewinkt habe. Man liest ferner von der Annahme der Einladung zur Konferenz durch Kemal und von den Bedingungen, die er dafür aufstellt, worunter die Teilnahme Rußlands und Bulgariens und die Räumung Thraziens durch die Griechen und die eigene Besetzung des Landes vor Zusammentritt der Konferenz gefordert werden. Man liest von Kriegsparteien in allen nur irgend entfernt beteiligten Ländern und von Demonstrationen gegen einen neuen Krieg, und genau läßt sich garnichts übersehn. Nur soviel: wenn jetzt wirklich die Bombe platzt, dann wird eine »Lokalisierung« des Krieges genau sowenig möglich sein oder auch nur versucht werden können wie 1914 bei der Brutalisierung Serbiens durch Österreich. Die irrsinnige Bündnispolitik ist trotz aller Schrecknisse des letzten Jahrzehnts noch nirgends abgebaut. Wenn England jetzt mit der Türkei in Krieg gerät, dann wird diese Bündnispolitik zu den allerabenteuerlichsten

Verwicklungen führen. Die Türken können mit der aktiven Hilfe Bulgariens und der westasiatischen mohammedanischen Irredenta rechnen, vor allem mit Aufständen zu ihren Gunsten in Arabien, Aegypten und Mesopotamien. Sehr wahrscheinlich ist, daß auch Rußland Hilfe leisten wird; schon jetzt soll die Hinüberbeförderung der kemalistischen Truppen auf russischen Schiffen zur Besetzung des Festlands von Rußland angeboten und von Kemal angenommen sein. Möglich ist, daß auch Persien und Afghanistan von vornherein zu den Türken stehn werden, – und bei längerer Dauer des Krieges, bei dem zumal Frankreich mit solchen Sympathien für die Kemalisten »neutral« bleiben wird, die sich doch recht materiell ausdrücken – und daß dieser Krieg nicht in ein paar Wochen entschieden sein kann, liegt auf der Hand – kann man sicher mit revolutionären Erhebungen in Indien von ganz bedeutendem Ausmaß und mit einer Verschärfung des ohnehin immer noch akuten Bürgerkriegs in Irland rechnen. Großbritannien hat demnach mit einem sehr gefährlichen Kriege zu rechnen, der den bereits geborstenen Bau seines Weltreichs zum Einsturz und zur völligen Vernichtung bringen könnte (dieser Gedanke ist, unabhängig von allen Sympathien und Antipathien, die mir bei diesem Handel zwischen Volkssaugern der verschiedensten Nationalität, für dieses oder jenes Land gänzlich fernliegen, für mich maßgebend, um mit aller Kraft des Herzens die vollständigste Niederlage Englands zu wünschen, die das Ende des Weltimperialismus überhaupt und die Befreiung aller Kolonialvölker einleiten müßte). Auf der andern Seite stehn England doch aber riesige Chancen zur Seite, die eine gewisse Zurückhaltung der Türken sehr begreiflich machen würden. Abgesehen von der eigenen Waffen- und Organisationsmacht, die noch verstärkt wird durch die sichere aktive Mitwirkung wenigstens eines Teils des Dominions, hat England im Balkan selbst wahrscheinlich alle aus dem Weltkrieg siegreich hervorgegangenen Staaten auf seiner

Seite. Die militärische Niederlage Griechenlands ist nach der politischen Umwälzung im Lande kein Faktor mehr, der es zu einer hoffnungslosen Passivität verurteilt. Es ist durchaus möglich, daß ein so populärer Macchiavellist wie Venizelos imstande sein wird, eine nationale Volksarmee aus den Tiefen des Landes zutage zu fördern, bei der der Schutz und die Hilfe der großbritannischen Staats-, Geld- und Waffen-Machtmittel einem Gambetta-Unternehmen große Aussichten verspräche. Schon rührt sich's aber auch wieder in Serbien. Die jugoslawischen Kapitalisten gelüftet's scheinbar nach einem Hafen in der Aegaeis, und da ist Saloniki der auserwählte Preis, den die Griechen zahlen sollen, wenn ihnen von Belgrad und Agram aus Hilfe werden soll. Rumänien scheint im Augenblick am ersten bereit zu sein, den Kampf neu zu beginnen. Ein sehr heftiger Notenwechsel mit Sowjetrußland über Beßarabien und über die Demobilisierung Rumäniens macht da schon den Auftakt. Mit Rumänien und Jugoslawien wäre aber schon durch Kreuz- und Quer-Bündnisse die ganze »Kleine Entente« engagiert. Freilich – ob Polen und die Tschechoslowakei sich in einen Krieg verwickeln lassen möchten, in dem Frankreich die Gegenseite unterstützt, ist fraglich. Ihr Verhalten wird sich sehr wahrscheinlich nach der Politik Ungarns richten. Je nachdem ob und auf welcher Seite Ungarn Partei nimmt, werden sie sich einrichten. Sich die weiteren Konsequenzen eines solchen Riesenfeldzugs auszumalen, der seine Funken ebenso wie der gewesene Weltkrieg immer weiter herumspritzen und bald genug die ehemals russischen Randstaaten in Innerasien angezündet haben würde – wenn er nicht auch noch Frankreich und damit wieder ganz Europa in Brand setzt – ist überflüssig. Alle diese Betrachtungen sind ja auch insofern rein spekulativ, als sie die Macht der kapitalistischen Staatsregierungen über ihre Völker für den ganzen Verlauf der Dinge als ungebrochen voraussetzen. Ob diese Voraussetzung praktisch richtig sein wird, ist hoffentlich noch nicht ganz

ausgemacht. Was Jugoslawien vor allen andern betrifft, dessen Völker seit über 10 Jahren in immer wilderen Kriegen bluten und umkommen mußten, – so glaube ich zu stark an den angeborenen Heroismus grade des in Europa so verlästerten Serbenvolks, als daß ich das Vertrauen nicht haben sollte, es werde sich einmal für die eigne Befreiung und gegen seine Abschachtung zugunsten einiger Wucherer erheben. – Der Krieg, der so drohend an die Pforten Europas klopft, wie er es im Juli 1914 tat, ist noch für keinen Teilnehmer daran und für keine Koalition entschieden. Er ist noch nicht einmal, selbst wenn er ausbrechen sollte, für sich selbst entschieden. Denn noch niemals hat es einen Krieg gegeben, der die Bedingungen zum Umschlagen in die allgemeine Revolution so in sich selbst getragen hätte wie der jetzt latente. Die Pfosten der europäischen Staatenwirtschaft stehn heute schon auf lockerem Grund. Ein neuer Krieg würde sie vollends zum Wanken bringen. Die soziale Revolution aber müßte sie umreißen.

Niederschönenfeld, Mittwoch, d. 4. Oktober 1922.

Seit dem 1. des Monats kommen wegen der bodenlos erhöhten Abonnementspreise viel weniger Zeitungen ins Haus als zuvor, sodaß die Orientierung (zumal dank der wieder blühenden Zensurtätigkeit Gollwitzers) sehr schwierig geworden ist. Der »Fränkische Kurier« kommt nur noch einmal täglich. Die Berliner Volkszeitung, deren Chefredakteur ich in einem ausführlich begründenden Brief um ein Freiabonnement anging, worauf überhaupt keine Antwort kam, kriegen wir nicht mehr. Die »Welt am Abend«, die ich dafür bestellte, ist noch nicht eingetroffen. Die »Frankfurter Zeitung«, die ein anderer Lesezirkel hält, kursiert so lange, daß man ihren Spuren fast nie folgen kann und es ein reiner Glücksfall ist, wenn man sie mal erwischt. Der »Vorwärts« und die »Münchener Post« kommen

ebenfalls nur in einem Exemplar, und die unabhängigen Zeitungen sind ja mit der Verschmelzung fast ausnahmslos eingegangen. (Die letzte Nummer der »Freiheit« enthielt fast nichts andres mehr als lauter Pöbeleien gegen die Kommunisten und in der Mitte der ersten Seite in besonderer Umrahmung die schreiend aufgemachte Aufforderung an die Arbeiter, sich an den für letzten Sonntag von den Betriebsräten veranstalteten Berliner Demonstrationen nicht zu beteiligen). Dieses widerwärtige Dreckblatt ist nun also tot und sein – von Paul Levi produzierter – »Geist« ergießt sich fürderhin in den »Vorwärts«, der damit nichts von der Seelentiefe einbüßt, die ihn auszeichnete, als er am Tage vor der Ermordung Liebknechts und Rosa Luxemburgs Zicklers Verhöhnung dieser Revolutionäre brachte, weil sie noch nicht zu den Opfern der vom Vorwärts täglich neu befeuerten Nosketiere gehörten und damit die Fährte dieser Hunde auf die richtige Spur – mit Erfolg nach kaum 24 Stunden – leitete, nichts einbüßt von der Gesinnung, die ihm, während er die Gagern und Hillers zur Ermordung Landauers nach München hetzte, die wahrhaft republikanischen Worte eingab: »Lieber Rupprecht I. als Mühsam I.!« – Wo man aber jetzt in ein Blatt hineinsieht, da jammert einem das Pack, das mit Meinungen hökert wie der Trödler mit alten Stiefeln und verbogenen Vogelbauern, von der »Not der Presse« vor und vom »Sterben der Presse«, indem die wachsende Zahl der in diesen Wochen selig entschlummerten Lügenpapageien vorgerechnet wird, wobei natürlich ängstlich verschwiegen wird, daß das Eingehn der USP-Presse mit mindestens einem Dutzend eigner Organe garnichts mit den Papierpreisen zu schaffen hat (nur das Eingehn der USP hat mit den Geldschwund in der Partei infolge Abmarsches enttäuschter Arbeitermassen zu schaffen), und daß anstelle der mit Tode dahingegangenen Blätter in derselben Zeit eine große Anzahl neuer entstanden sind. Da geht es einfach um gewisse Spekulationen großer Kapitalistenkonzerne, und wenn Stinnes

kürzlich die Tägliche Rundschau verrecken ließ, so sagte er sich einfach, daß das Hungerleidergeschmeiß von Offizieren, Pastoren und Professoren, die an dies Reptil gewöhnt waren, keine besondere Berücksichtigung mehr wert ist und es genügt, wenn er sich von dem Mehringschüler Lensch die nächsten Milliardenengeschäfte in der Deutschen Allgemeinen Zeitung zurechtkauen läßt. Die »Not der Presse!« – und natürlich sollen Regierungen und Steuerzahler helfen, – den Verlegern, den Stinnessen, den Papierfabrikanten, allen, die in Überzeugungen spekulieren und damit in dieser Zeit ihrer angeblichen Pleite die dicksten Geschäfte machen. Sie rechnen jeden Tag ihren Lesern vor, wie entsetzlich ihre Ausgaben steigen, was sie an Papier, Löhnen für Drucker und Angestellte, Material an Druckerschwärze und was weiß ich ausgeben müssen, und wie mäßig demgegenüber der Prozentsatz der Abonnementserhöhung sei (die tatsächlich aber völlig mit der allgemeinen Teuerung Schritt hält). Was sie selbst indessen von den Inserenten mehr herausziehen, sagen sie natürlich nicht, und erst recht schweigen sie von der bodenlosen Infamie ihrer Auspowerung der freien Mitarbeiter. Kürzlich brachte unser Fachorgan »Der Schriftsteller« die haarsträubende Mitteilung, daß zur Zeit in Deutschland über 90 % der freien Schriftsteller nicht mehr das Existenzminimum verdienen. Jetzt bringen die Tageszeitungen selbst einen Hilferuf der Schillerstiftung, in dem festgestellt wird, daß die Schriftsteller heute, wo alle Ausgaben etwa das 250-fache gegen die Friedenszeit kosten, zum Teil noch nach den Friedenssätzen honoriert werden. Das können die Blätter ihren Lesern ruhig sagen, denn sie rechnen richtig, wenn sie sich sagen, daß sie die im Laufe der Zeit, da sie den Volksgeist kneten, ja längst kritiklos genug gemacht haben, um vor der Gefahr ganz sicher zu sein, ein Abonnent könnte sich beim Lesen dieser Tatsache und beim Überlegen, ob er der Aufforderung Folge leisten soll, für die armen Teufel von Schriftstellern 20 Mark zu spenden, daran erinnern, daß

es ja die Presse ist, dieselbe Presse, die den Bettelsack umgehn läßt, die diese hundsföttische Niedertracht begeht, die Arbeiter, ohne die sie gänzlich aufgeschmissen wäre, weil sie unpraktisch und noch nicht zur proletarischen Solidarität erzogen sind, jetzt zu den Friedenssätzen zu entlohnen, sich selbst von dem dadurch Ersparten zu mästen und für die eigene »Not« die Steuerzahler zu erpressen, während sie für die von ihr herbeigeführte Not gütig einem Verein 20 Zeilen Raum gewährt (für die sie da wieder auf Kosten der Bewohltateten Honorar spart), der da den deutschen Spießier um ein Almosen für die »geistigen Arbeiter« anschnorrt. Aber es gibt derzeit garnichts Populärereres bei uns, als der Not der Verleger zu steuern. Die geeinten Crispiene und Welse spucken besonders hohe Bögen, um dem deutschen Volk durch eine Liebesgaben-Lex zugunsten Mosses und Ullsteins das hohe Kulturgut der Stinnesschen Börsenpapiere in ihren verkommenen journalistischen Ablegern für den Frühstückstisch zu erhalten. Lassalle sollte seine Nachfolger im Kampfe gegen geistige Korruption am Werke sehn, nein – das hätte er wirklich nicht verdient. Er möge ruhen und wir Lebenden wollen ihn glücklich preisen, daß es ihm erspart blieb, seine unsterbliche Anklage gegen die öffentlichen Meinungsmacher auf die Gesellschaft ausdehnen zu müssen, die immer noch gröhlt: Der Bahn der Kühnen folgen wir, die uns geführt Lassalle! – Ich will mich heute aller Betrachtungen über die allgemeine Politik enthalten, da die Zeitungen über die Orientereignisse nur ganz unübersichtliche und vage Telegramme von einer voraussichtlichen friedlichen Lösung bringen, die auch Hausse-Manöver von Börsenspekulanten sein können. Vom Hause ist zu berichten, daß gestern die 3 letzten Genossen vom unteren Stockwerk (Uhrmann, Pinkl und Pfaffeneder, von denen die beiden letzteren nur mehr 14 Tage hier vor sich haben) zu uns heraufverlegt wurden. Meine Meinung, das sei geschehen weil man heute mit dem Einheizen beginnen werde (ich war

gestern wegen der Kälte beim Arzt vorstellig), war so zuversichtlich, daß ich deswegen eine Zigarre verwettet habe. Ich muß sie zahlen. Die Kälte rührt die Verwaltung nicht, und ich bin schon wieder belehrt, daß man nie, nie, nie in Bayern annehmen darf, es geschehe etwas, um die Qualen politischer Gefangener zu erleichtern. Immerhin hat die Tatsache, daß jetzt zum ersten Mal sämtliche Festungsgefangenen im gleichen Stock wohnen, die Wirkung der automatischen Aufhebung jener »provisorischen« Maßnahme Vollmanns bei unsrer Strafverlegung in den II Stock, weil wir unsre Unterschrift nicht erpressen ließen, die die völlige Absperrung eines Teils der Gefangenen vom andern außerhalb der Hofzeit bewirkte. Die Lächerlichkeit, daß man, um einem unten wohnenden Genossen ein Buch geben zu können, bis auf den Hof hinausrennen muß, weil selbst das Überreichen am Gitter verboten ist, hört damit auf; eine Schikane weniger, was sich die Verwaltung wohl nicht überlegt hatte. – Aber was sollen wir klagen! Wieder einmal wird berichtet, daß Max Hölz in den Hungerstreik getreten sei. Es macht ganz den Eindruck, als ob man diesen herrlichen Menschen peinigt, um ihn kaput zu machen. Schon daß er von Münster nach Breslau verschleppt wurde, mußte Verdacht erregen, daß man ihn gern von den westfälischen Arbeitern entfernt und in einer bayernähnlichen Atmosphäre halten wollte. Wie es scheint, hat Hölz nun im Breslauer Zuchthaus speziell einen Arzt gefunden, der seine Kunst als Vorwand benutzt, um politische Vergeltung zu üben. Hölz soll ihn mit Schweinehund und ähnlichen Worten beschimpft haben und dafür in Zwangsjacke und Tobsuchtszelle gekommen sein. Wir wissen wie solche Exzesse provoziert werden können. Ehe wir die nötige Haftpraxis hatten, haben wir fast alle früher bei neuen Schurkereien der Schinder die Haltung verloren. Traurig ist nur, daß kaum ein Mensch, der es nicht erlebt hat, sich in Hölz' Lage hineindenken kann, und daß die Verdächtigung, der Mann sie ein halbtobsüchti-

ger Narr, leicht auch bei Proletariern Eingang findet. Traurig aber ist erst recht, daß sich die »Arbeiterpresse« nicht entblödet, der Regie der ärztlichen und juristischen politischen Rächer Vorschub zu leisten. Die sogenannte »Freiheit« hat in einer ihrer allerletzten Nummern noch die offiziöse Auslassung der Justizbehörden gegen den wehrlosen Hölz nicht bloß ohne Zweifel daran zu äußern, abgedruckt, sondern die Gelegenheit wahrgenommen, ihrerseits noch gehässige Anwürfe gegen Hölz und seine politischen Freunde als Kommentar anzuhängen. Es war hohe Zeit, daß dieses »unabhängige« Gesindel endlich in dem Pfuhl versoffen ist, dessen Korruptionsgestank zu überduften alle seine Anstrengungen in der letzten Zeit gewidmet waren, um sich der Aufnahme in die Partei der Proletariats- und Revolutions-Mörder würdig zu erweisen. Ein Symbol für das deutsche Erleben, seit die Sozialdemokratie Macht hat, ist das Wort, mit dem sich die »Einigung des Proletariats« in ihrer Nürnberger Veranstaltung ausdrücken läßt: »Die Freiheit ist eingegangen!« – Das ist das wahre Deutsch: was hierzulande wächst und der Erhaltung wert wäre, das korrumpiert zuerst und wird faulig – und schließlich stirbt es nicht, sondern geht ein.

Niederschönenfeld, Donnerstag, d. 5. Oktober 1922.
Hundekalt ist's in den Zellen, und auf den Gang zu flüchten hat keinen Zweck, weil der Steinboden dort die Temperatur noch unerträglicher macht. Wer sich erwärmen will, muß schon auf die Hofzeit warten. Trotz der Naßkälte des Wetters ist's im Freien immer noch leichter auszuhalten als in diesem scheußlichen Eiskeller. Ich habe doppelte Weste und Wadlstrümpfe an, quäle mich aber doch schon wieder mit einem Darmkatarrh ab, und die Aussicht, daß das noch einen halben Monat mindestens so weiter gehn soll, ist wenig tröstlich. Soweit sind wir also jetzt in dieser Muster-Ordnungszelle,